

VERFOLGTE KUNST

# Wie Gurlitt nach Bern fand

Dass das Erbe von Cornelius Gurlitt an das Kunstmuseum Bern ging, war die Folge einer langen Geschäftsbeziehung. Das zeigen drei Berner KulturjournalistInnen in ihrem Buch «Der Gurlitt-Komplex».

VON KASPAR SURBER

Sechzig Jahre danach schien für Cornelius Gurlitt der Zweite Weltkrieg noch immer anzudauern. Er befürchtete, dass ihm ein Netzwerk von Nazischerger seine Bildersammlung stehlen wolle, und er war überzeugt, dass sein Vater gegen das NS-Regime gekämpft und den JüdInnen geholfen hatte. Als er 2014 seine Sammlung an das Kunstmuseum Bern vererbte, tat er dies mit der Absicht, die Bilder ausser Landes zu schaffen und den angeschlagenen Ruf seiner Familie wiederherzustellen. Wenig später verstarb Gurlitt, der zurückgezogen in München und Salzburg gelebt hatte. Die Gerichte kamen rückblickend zum Urteil, dass er testierfähig war.

Die Vorstellung, dass der Zweite Weltkrieg fort dauert, stimmt im Kunsthandel durchaus. Die Nazis hatten JüdInnen vor der Flucht Gemälde abgepresst und in den besetzten Gebieten Kunstwerke geraubt. Als Teil ihrer Propaganda hatten sie «entartete Kunst» aus den Museen geräumt. Hildebrand Gurlitt, der Vater von Cornelius, war einer von vier Händlern, der diese Kunst ins Ausland verkaufen durfte und sich dabei eine eigene Kunstsammlung aufbaute. Nach dem Krieg ging der Handel mit NS-verfolgter Kunst weiter, erste Rückgabeforderungen tauchten auf. Die Schweiz blieb als Drehscheibe im Geschäft.

In «Der Gurlitt-Komplex» erzählen Oliver Meier, Michael Feller und Stefanie Christ die Familiengeschichte der Gurlitts und zeichnen den Rechtsstreit um ihr Erbe nach. Meier und Feller sind Historiker, Christ ist Kunsthistorikerin, alle drei arbeiteten die letzten Jahre als KulturjournalistInnen bei der «Berner Zeitung». Der örtliche Bezug bildet den Ausgangspunkt für ihre Recherchen. Sie beschreiben, wie die Stadt Bern dank der Galerie August Klipsteins ab den dreissiger Jahren zu einem Handelsplatz für moderne Grafik wurde. Das Verdienst des Buchs liegt darin, nicht nur den Kunsthandel vor und während des Zweiten Weltkriegs zu thematisieren, sondern auch seine Fortsetzung.

## Wettstreit um Kirchner

Zwei Galerien waren dabei besonders wichtig: diejenige von Eberhard W. Kornfeld in Bern, der das Geschäft von Klipstein übernahm, und jene von Roman Norbert Ketterer, domiziliert in Stuttgart und später in der Steueroase Campione d'Italia bei Lugano. Die beiden Galeristen hätten unterschiedlicher nicht sein können: hier der distinguierte, verschwiegene Kornfeld, dort der schillernde Ketterer, der seine Auktionen zu Shows machte. Doch einte beide das Interesse am selben Künstler, an Ernst Ludwig Kirchner. Kornfeld richtete seine erste Ausstellung mit Grafiken des Expressionisten aus, Ketterer baute ihm später das Museum in Davos.

Über 600 von Kirchners Werken waren von den Nazis als «entartet» aus deutschen Museen entfernt worden. Nach dem Krieg war die

Wertschätzung der verfeimten Kunst umso grösser. Obwohl er selbst zunächst mit der Kunstpolitik der Nazis sympathisiert hatte, wurde Kirchner zum Symbol dieser Neubewertung. Der zunehmenden Nachfrage nach seinen Bildern stand ein knappes Angebot gegenüber, was sich in steigenden Preisen ausdrückte. Kornfeld und Ketterer bemühten sich um Nachschub, unter anderem bei Cornelius Gurlitt. Gurlitts Sammlung, die das Magazin «Focus» 2013 als «Nazischatz» enthüllte, sei in «einschlägigen Kreisen» immer bekannt gewesen, räumt Kornfeld im Buch ein. Beim Verkauf einzelner Werke war Kornfeld erfolgreicher als Ketterer: Er liess sich geduldig auf Gurlitts eigenbrötlerische Art ein, während sein Konkurrent ungestüm mit Steuervorteilen warb. Dreissig Kunstwerke lieferte Gurlitt an Kornfeld, darunter mehrere Werke von Kirchner. Bei Auktionen in den siebziger und achtziger Jahren wurden sie für insgesamt 1,3 Millionen Franken verkauft.

## «Unkultur der Selbstgerechtigkeit»

Der damalige Kunsthandelsbetrieb habe «relativ sorglos» agiert, was die Herkunft der einzelnen Bilder betraf, konstatieren die AutorInnen. Auch die Behörden trugen nach dem Krieg mit einer unzulänglichen Gesetzgebung betreffend Raubkunst zu dieser «Unkultur der Selbstgerechtigkeit» bei. Dass diese fort dauert, belegt Kirchners Bild «Dünen und Meer»: Das Kunstmuseum Bern hat es im Jahr 2000 bei Kornfeld ersteigert, heute gilt seine Herkunft beim Museum als «aufklärungsbedürftig».

Die Erbschaft Gurlitt hat beim Museum zu einem kritischeren Bewusstsein geführt, das längst noch nicht alle Institutionen in der Schweiz erreicht hat. Der Berner Vorschlag eines nationalen Zentrums für Provenienzforschung fand bisher keine Unterstützung. Das Buch «Der Gurlitt-Komplex» selbst hebt die Geschichtsaufarbeitung der NS-Kunst in der Schweiz auf ein neues Niveau. Auch wenn es einige Wiederholungen aufweist, überzeugt es mit akribischen Recherchen und einem distanziert-kritischen Ton gegenüber Kunsthändlern, Restitutionsanwältinnen wie auch den Museen.

Die AutorInnen sind nicht bloss neugierig aufs Geschäft, sondern auch auf die Geschichte. So taucht hinter dem Phantom Cornelius Gurlitt seine Tante Cornelia Gurlitt auf, eine «talentierte Malerin aus der Männerdomäne des Expressionismus». Sie ging im Ersten Weltkrieg ins Baltikum an die Front, wo sie nachts Verwundete pflegte und tagsüber die Szenen aus dem Lazarett in Bildern verarbeitete. Nach der Rückkehr nahm sich Cornelia Gurlitt das Leben. Ihre Bilder aus dem Krieg sind das Kernstück der geheimnisumwitterten Sammlung Gurlitt.

Oliver Meier, Michael Feller, Stefanie Christ: «Der Gurlitt-Komplex». Chronos Verlag. Zürich 2017. 375 Seiten. 34 Franken.



Verkaufte in Bern zahlreiche Gemälde des Kunstsammlers Cornelius Gurlitt: Galerist Eberhard W. Kornfeld im Jahr 1977 an einer Auktion in London. FOTO: GETTY

REBELLINENRÄTSEL



## Die störrische Uhrmachertochter

Eigentlich hätte sie frei von Geldsorgen leben können, ihre Mutter galt als reichste Frau der Schweiz. Doch die 1874 geborene Halbwaise rebellierte früh: Sie hasste die «schreckliche Melancholie des Wohlstands», zog der feinen Gesellschaft die Beobachtung von Schnecken und Fröschen vor, glaubte nicht an einen Gott und zeigte, 24-jährig, Verständnis für den Mörder der österreichischen Kaiserin Sisi. Mehr als das sinnentleerte Höhere-Töchter-Leben verabscheute sie nämlich die Ungerechtigkeit, die diese Gesellschaft aufrechterhielt. Von ihrer Mutter musste sie sich keine Unterstützung erhoffen.

So konsequent wie stur liess sie sich in einem von Fürsorgerinnen betreuten Londoner Slum zur Sozialarbeiterin ausbilden und kehrte 1903 mit konkreten Vorstellungen professioneller Wohlfahrtspflege in die Schweiz zurück. Eine Zeit lang arbeitete sie bei der Zürcher Armenpflege (wo sie der respektlose Umgang mit den Bedürftigen empörte), gründete dann einen Blindenverein und Tuberkulosebera-

tungsstellen, etablierte Fürsorgekurse für Bürgertöchter und bewegte den Stadtrat, in den Arbeiterquartieren Spielplätze einzurichten.

Im Grunde aber hoffte die engagierte Sozialistin – inzwischen Mutter zweier Kinder und (noch) verheiratet – auf eine grundlegende Umwälzung der sozialen Verhältnisse. Deshalb war sie begeistert, als in Russland die Revolution ausbrach, und natürlich auch mit dabei, als es galt, in der Schweiz eine kommunistische Partei zu gründen. Ab 1922 leitete sie deren Frauenabteilung, wurde Delegierte im Exekutivkomitee der Komintern, organisierte, hielt Vorträge.

Durch den Tod der Mutter mit einer üppigen Erbschaft versorgt, zog sie mit 54 Jahren ins brodelnde Berlin, wo sie Projekte der Internationalen Roten Hilfe finanzierte und einen erfolgreichen Versandhandel betrieb (unter anderem mit Schallplatten von Hanns Eisler und Ernst Busch). Doch die Nazis bereiteten Reichtum und Agitation ein Ende. Ihr Vermögen wurde einkassiert; sie entkam, per Haftbefehl gesucht, ins Tessin. Nach dem Krieg wohnte sie verarmt und vergessen im Café Boy im Zürcher Sihlfeld. Bis Staatspräsident Wilhelm Pieck seine alte Kampfgefährtin in die DDR holte.

Wer war die mit 96 Jahren in Ostberlin verstorbene Kommunistin, die so gern neben ihrem Vater auf dem Schaffhauser Waldfriedhof begraben worden wäre?

BRIGITTE MATERN

Die Auflösung finden Sie auf Seite 27.

TIPP DER WOCHE

## Afrobeat – altgedient und aktuell

FOTO: JOHANN SAUTY



Seun Kuti, jüngster Sohn von Fela Kuti (1938–1997), führt nicht nur das aktivistisch-musikalische Vermächtnis des Afrobeatpioniers fort, sondern auch dessen legendäre Band Egypt 80. Heute sind die altgedienten revolutionären Parolen der Familie Kuti wieder aktuell. **spö**

Seun Kuti & Egypt 80 in: **Bern** Dachstock (Reitschule), Di, 4. April, 20 Uhr; **Zürich** Moods, Mo, 10. April, 20.30 Uhr.

AGENDA



kratz-versponnenen Folkrock seiner frühen Alben an und frisirt diesen mit Bombast. Ab durch die Decke! **flo**

The Shins in: **Zürich** m4music, Schiffbau, Fr, 31. März, 0.30 Uhr. Gesamtes Programm: [www.m4music.ch](http://www.m4music.ch)

## Herzwürmer von den Shins

Bleibt mir weg mit diesen bleichen, bärtigen Männern mit Gitarre, die immer ihre Gefühle auspacken wollen! Freuen wir uns lieber auf James Mercer von den Shins. Der ist zwar genauso bleich und bärtig, und Gitarre spielt er auch, aber hey, wie singt er jetzt so entzückend: «I don't want to show you my feelings / I don't want to bore you to death / I just want to crash through the ceiling». Die Decke durchbrechen, statt die Leute mit Befindlichkeiten zu Tode langweilen: Das ist doch mal eine Ansage!

Dabei ist der Plural im Bandnamen ja längst nur noch ein Relikt aus alten Tagen. Seine Kumpels aus der Urformation hat Mercer nach drei Alben abgesetzt, seither ist er selber die Band. «Heartworms» heisst sein fünftes Shins-Album, das er jetzt am M4music in Zürich vorstellt. Das fiept und blubbert freudig drauflos, die elektronischen Ausflüge mit den Broken Bells, seinem Duo mit Produzent Danger Mouse, haben ihre Spuren hinterlassen. Vor fünf Jahren schien es noch, als wären die Shins schleichend in Richtung Erwachsenenrock unterwegs, wie es das Alter und die sogenannte künstlerische Reife so mit sich bringen. Das scheint vorerst abgewendet: Der begnadete Melodiker Mercer knüpft wieder beim aufge-

## Fake News von Schenardi

«Nach Polizeiangaben waren etwa 17000 Pegida-AktivistInnen zur Semperoper gekommen. Meyer spricht von Gratiskaffee.» Wie bitte? Das ist nur eine der falsch verknüpften Teletextmeldungen, die Luca Schenardi gesammelt hat. Der Zeichner, bekannt auch aus der WOZ, hat diese technischen Störfälle archiviert und die absurden Schlagzeilen bebildert – Fake News, mit dem Zeichenstift beim Wort genommen. In der Edition Patrick Frey erscheint diese Persiflage auf unseren ungefilterten Newskonsum in Buchform (Vernissage am 5. April in der Buchhandlung Kunstgriff in Zürich), am Fumetto-Festival in Luzern gibts dazu eine Ausstellung.

Als Ehrengast wird beim Fumetto eine Zeichnerin gewürdigt, die sich eigentlich vor langer Zeit von Comics verabschiedet hat: Julie Doucet aus Quebec, die mit ihren kräftigen autobiografischen Geschichten einst als Riot Grrrl der Underground-Comics galt. Zuletzt arbeitete sie vor allem mit Lithografien und Collagen, aber nach den Anschlägen auf die Redaktion von «Charlie Hebdo» soll sie – aus Trotz und aus Solidarität – wieder zum Zeichnen zurückgefunden haben. **flo**

Internationales Comic-Festival Fumetto in: **Luzern** diverse Orte, Sa, 1. April, bis Sa, 8. April. [www.fumetto.ch](http://www.fumetto.ch)